

III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.

Wiederum sind wir zu unserem schmerzlichen und bitteren Empfinden genötigt, dem Kreise der Kameraden und Freunde Daheim und über Meer bekannt zu geben, daß wir die Beziehungen zu zweien der früheren Schüler gelöst haben und ihnen das Recht und die Ehre, sich als Glieder unserer kameradschaftlichen Gemeinschaft anzusehen, absprechen müssen.

Friedrich H. aus B. (Jahrgang 1900/01) hat sich in Samoa als minderwertig gezeigt und damit die auf ihn gesetzten Erwartungen und berechtigten Ansprüche durch seinen Wandel größtlich zu schanden gemacht.

Georg H. aus B. (Jahrgang 1899/01) hat sich in Deutsch-Süd-Westafrika ebenfalls durch seinen Wandel in einen sehr schlechten Ruf gebracht, so daß er, der ohnehin nur 1 $\frac{1}{4}$ Jahr hier bei uns war und trotz unserer wiederholten Abmahnungen hinausging, ebensowenig wie jener und gewisse in der vorigen Nummer des Kulturpioniers geschilderten und „mindergeeigneten Elemente,“ von uns als zu uns gehörig fernerhin irgendwie anerkannt werden kann.

Wir bitten insonderheit die Kameraden und Freunde draußen, hiervon Kenntnis zu nehmen und geeigneten Falles das Nötige zur Wahrung der Ehre und des Rufes der Deutschen Kolonialschule zu veranlassen.

1. Briefe ausgereister Kameraden.

Deutsch-Südwestafrika, den 2. Februar 1904.

Liebe Eltern!

Da heute unsere Umgegend etwas ruhig ist, so will ich wieder ein paar Zeilen an Euch richten und so ein Lebenszeichen von mir geben. Habt nicht allzuviel Sorge, noch bin ich am Tode mit heiler Haut vorbeigerutscht. Da Ihr durch Zeitungsberichte wohl mehr von hier wissen werdet, als wir verarmte, obdachlose Seelen, so will ich Euch, liebe Eltern u. Schwestern, meine tragische Lage schildern.

Ihr werdet wohl während dieser Zeit meinen Brief vom 1. Januar erhalten haben, in welchem ich Euch mitteilte, daß ich zu Euch auf Besuch kommen wollte. Ich hatte auch die besten Absichten und mit Gedanken an ein frohes Wiedersehen zu Hause reiste ich per Dschentarre am 15. Januar nach Windhuk, sollte aber bald erfahren, wie weit ich kommen würde. 2 Stunden vor Wind-

huf spannten wir aus, da bereits die Nacht hereingebrochen war; es war nämlich noch ein junger Mann der Firma W. bei mir, der in Windhuf Verschiedenes besorgen sollte. Na, kurz und gut, wir legten uns unter unsere Karre und schliefen. Lange konnten wir nicht gelegen haben, als wir Pferdegetrappel und Stimmen vernahmen. Wir wickelten uns aus unseren Decken, um zu sehen, was los war; da hörten wir dicht vor uns eine Stimme: „Nu, was ist denn das?“. Eine andere erwiderte: „Das ist wohl eine Ochsenkarre“. Da war auch schon der Erste bei uns. Wir sahen nun 5 Soldaten vor uns. Wir wurden gefragt, wo wir herkämen, wir antworteten „aus dem Schafrevier“; darauf frug man uns, ob wir vom „Orloch“ nichts wüßten. (Orloch ist die Bezeichnung für Krieg in der Afrikanersprache.) Wir mußten die Frage verneinen, da wir in der Tat noch nichts davon gehört hatten. Darauf riet uns der Erste, vorsichtig zu sein, denn tags zuvor wären die Hereros oder Kaffern aufständig geworden. Man wünschte uns „gute Nacht“, und das Pferdegetrappel verlor sich in der Ferne. Wir schliefen nun auch sanft, ohne gestört zu werden bis zum andern Morgen; dann ging es hinein in die Stadt. Aber welch ein Bild — alles hastete und jagte und teilte sich aufgeregt die verschiedensten Neuigkeiten mit. So hörte man, bei Osama sind 300 Hereros aufständig; Okahandja war schon angegriffen, die Kaffern hatten sämtliche Häuser besetzt und die Weißen waren nach der dortigen Festung geflüchtet. Ich hatte eigentlich noch immer Hoffnung, trotz des Aufruhrs nach Swakopmund fahren zu können, ging daher nach dem Bahnhof, mich nach Abfahrt des Zuges zu erkundigen. Dort erhielt ich eine schlimme Nachricht, nämlich bei Otjisema hatten die Kaffern in der Nacht die Bahn zerstört und die Telegraphenleitung zerschnitten. Da dacht' ich, na, nu ist es mit Deutschland aus und entschloß mich, bald wieder zurückzufahren. Nun wird es ja wohl eine ganze Weile dauern, bis wir uns wiedersehen.

Am Abend desselben Tages kam ein Zug von Okahandja mit zwei Verwundeten an, der Eine hatte einen Schuß in den Unterleib und der Andere einen Schuß durchs Knie und einen durch den Oberarm, der mit dem Leibschuß war am andern Morgen eine Leiche, ob der Andere durchgekommen ist, weiß ich nicht. Natürlich trieb uns die Neugier zu sehen, wie sie ausgeladen wurden, aber der Anblick war doch ein graufiger. Wir verbrachten die Nacht im Halbschlummer bei unserer Karre, um am nächsten Tag bei Zeiten den Rückweg antreten zu können. Am Morgen mußten wir noch einmal zur Bahn, dort hörten wir wieder eine neue Schreckensbotschaft. In der Nacht hatten die Kaffern in Otjisema die Farmer ermordet. Verschiedene Frauen waren dabei verwundet, nur einige hatten sich retten können. Eine Farmersfrau, erst 4 Wochen verheiratet, war durch ihr Küchenfenster gesprungen und haarfuß und im Unterrock in der Nacht 5 Stunden bis zur nächsten Bahnstation geflüchtet. Es begegnete uns auch eine kleine Lowry, die war mit

einem kleinen schreienden Mädchen, einer Lampe und einem Bündel Kleider beladen, 4 Eingeborene schoben den Wagen, hinterher ging die weinende Mutter.

Wir machten uns nun schnell auf den Rückweg, um zu Hause die Nachricht zu verkünden und zur Vorsicht zu mahnen. Von der Regierung hatte ein Jeder ein Gewehr und 200 Patronen erhalten. Unterwegs mußten wir an dem einzigen Gasthause vorbei, das an der Straße von Hohewarte nach Windhuf liegt. Mit uns traf auch schon ein Bote ein mit der Nachricht, daß 100 berittene Kaffern über Neudamm nach Windhuf rückten. Ein paar Minuten darauf kam die Frau vom Polizisten von Neudamm zu Fuß in der Mittagshize angejagt und bestätigte die Nachricht. Die Weiber ihrer Eingeborenen hatten die Kaffern kommen sehen und hatten die Frau zur Flucht gedrängt. Auch wir spannten schnell unsere Ochsen ein und fuhren in entgegengesetzter Richtung nach Hause. Am Abend gegen 8 Uhr langten wir glücklich an und trafen dort schon mehrere Farmer unserer Umgegend, die nach Windhuf eingezogen waren und ihre Frauen mitnehmen wollten. Diese wußten aber noch nichts vom Stande der Dinge. Nun kramten wir unsere Erlebnisse aus, da mahnten dann die eingezogenen Farmer zu schleunigem Aufbruch nach Windhuf. Gegen 10 Uhr ging die Reise ab und es blieben nur 4 Leute noch hier. — Nun muß ich Euch erzählen was H. eigentlich ist. H. besteht also aus einer Polizeistation, diese aus einem weißen und einem eingeborenen Polizisten; sodann aus einem großen Store oder Warenhaus. Es ist dies in unserer Gegend der einzige Store, daher auch auf Fremdenverkehr eingerichtet, weiter ist H. nichts. Aber zur Verteidigung ein schöner Platz, da sich hinter dem Haus eine kleine Felskuppe langzieht, auf der wir uns verschanzt haben. Wir haben den Felsen noch mit einer Leine von doppeltem Stacheldraht umgeben und den Raum zwischen Store und Lagerhaus mit Karren verbollwerkft. Da die Häuser aus Felssteinen oder Klippen gebaut sind, so können uns die Kaffern so leicht nicht verdrängen, bis jetzt haben sie es auch noch nicht versucht. — Also es zog nun in der Nacht Alles nach Windhuf, 2 Pferdefarren voll Frauen und kleinen Kindern und die Männer zu Pferde. Nur wir vier Männchen blieben da, der Buchhalter und der Geschäftsvertreter, der junge Mann von W. und ich. Aber es sollte doch noch Anderes kommen. Am Morgen um 3 kamen die Farmer mit Sack und Pack wieder zurück, die Kaffern waren ihnen zuvorgekommen und hatten sich halbwegs bei jenem zuvorerwähnten Gasthof einquartiert. Unterwegs war unserer Gesellschaft ein Farmer mit seiner Frau und seinen 2 Kindern zu Fuß entgegengekommen, die brachten ihnen die Nachricht, und so kamen sie allesamt nach hier zurück. Nun ging es auch gleich an das Einrichten der Schanze. Es wurden aus Brettern und Balken, Wellblech und Wachseleinwand niedrige Hütten errichtet, damit die Frauen mit den Kindern im Fall der Not auch oben Schutz finden; vorläufig logieren einige Männer

dort oben. Die übrigen Farmer wurden schnell herbeigeholt, diese brachten Pferde, Rinder und einige Schafe mit. Nachts war es stockdunkel und regnete, sodaß man oben wirklich im Wasser schlief, aber das schadet Alles nichts, denn es ging ja um unser Leben. Es steht nun auch am Tage je 2 Stunden ein Posten oben auf der Schanze, nachts dagegen 2, ferner unten auf der Veranda nachts abwechselnd 3 Mann 2 Stunden. In der ersten Nacht haben ganz stillschweigend unsere eigenen Leute unser Vieh weggetrieben; nur ein Paar Schafe und ein kleiner Teil Pferde sind übriggeblieben. Ein paar Tage darauf kam ein Hottentott spionieren. Er erzählte, daß sämtliche Farmen in der Umgegend verwüstet wären. Er bekam nachher den Gnadenschuß. Wir sind im Ganzen 12 Männer, da später eine Patrouille von Windhuf herauskam und sämtliche Frauen auf die Feste in Sicherheit brachte, da sind einige Männer mit ihren Frauen nach der Feste gegangen und andere dafür dageblieben. Nun wird auch eine Patrouille nach den umliegenden Farmen geritten, dort stellte sich der Schaden erst heraus. Die eigenen Leute und Kaffern haben gut ausgeräumt, zuerst die Fensterscheiben der Schlafstube zertrümmert und dann eingestiegen. Als sie wohl niemand drin gefunden haben, ging es an's Plündern, Teilen und Zertrümmern. Was die Bande nicht fortschleppen konnte, haben sie zerschlagen. Kein Stück ist ganz geblieben, die Betten sind zerschnitten, die Schränke, Tische, Stühle zerschlagen, sogar die Kochherde haben sie kurz und klein gehauen; so sieht es bei dem Einen wie beim Andern aus, die Leute haben nur das Leben und was sie auf dem Leibe haben retten können. Das übrige Vieh ist natürlich mit fortgetrieben. Viele Jahre hat sich manch einer gequält, jetzt muß er wieder von neuem anfangen. Auch ich habe nicht viel gerettet. Ich hatte nur den kleinen Blechkoffer mit nach Deutschland nehmen wollen und hatte darin nur das Allernotwendigste eingepackt, den Koffer habe ich in Windhuf untergebracht, alle anderen Sachen sind zum Teufel. Was mir die Patrouille mitgebracht hat, ist die Photographie von Vater mit Wolfgang, alles andere ist zerseht, zerschnitten, zerstreut, zerhauen, vom Regen durchnäßt und gestohlen. Mein Geld habe ich noch, es langt noch zur Heimreise, den Schaden wird uns die Regierung ersetzen. Das Unglück ist sehr groß, und es müßte den Deutschen näher gehen als der Burenkrieg, da doch manch einer dran glauben muß, der liebe Angehörige in Deutschland hat.

Nun will ich aber schließen, denn das ist heute eine Leistung gewesen. Möge der liebe Gott geben, daß wir uns bald wiedersehen. Mit vielen Grüßen an Euch Alle und auch an die Bekannten verbleibe ich

Euer treuer Sohn
Harry W.

. . . . den 16. März 1904.

Liebe Eltern!

Nun werdet Ihr Euch hoffentlich etwas beruhigt haben, denn Ihr habt nun die Depesche und den Brief. Ich habe mich vorläufig als Landsturmmann einkleiden und der Besatzung zuteilen lassen. Vor 14 Tagen in einer Nacht haben wir ein stundenlanges Gefecht gehabt. Es war so dunkel, daß die Kaffern uns nicht getroffen haben, ob wir von den Kaffern welche getroffen haben, ich weiß es nicht.

Habt Ihr nun mein Packet vom Januar erhalten? Es sollte mir leid tun, wenn dasselbe nicht in Euere Hände gelangt wäre. — Heute ist eine Patrouille zu uns gekommen, die erzählte, daß die Kaffern sich alle nach Westen gezogen haben, da wird es hoffentlich bald zum Klappen kommen und dann der Stamm vernichtet werden.

Sonst vergeht auch jetzt die Zeit ziemlich eintönig. Man sitzt hier draußen und schiebt jede Nacht auf seine Wache, schläft auf der Schanze im Sande unter Platten, Wellblech, die gegen Regen schützen, hat die ganze Kleidung an und seine Mütze auf dem Kopf; fast ist einem im Großen und Ganzen alles gleichgültig. — Da habt Ihr nun ein Bild von meinem Leben und Treiben.

Ich hoffe, Ihr seid noch Alle gesund. Ich muß nun schließen, aber einen großen Wunsch erfüllt mir, bitte, noch: Habt doch bloß nicht so große Angst um mich, mir kann nichts geschehen, es müßte denn der liebe Gott wollen, daß bei mein Leben ein Punkt gesetzt würde. — Nun lebt wohl! Mit herzlichen Grüßen an Alle verbleibe ich

Euer treuer Sohn

Harry W.



Patios und Wohnhäuser einer Finca in Mexiko.

Kilimanjaro, 19. Februar 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Meinen besten Dank für Ihr werttes Schreiben vom 8. 1. 04, den letzten „Kulturpionier“ und die Karte von der Martinsgans. Nachdem ich einige Monate ohne Nachricht von Wilhelmshof war, habe ich mich jetzt darüber um so mehr gefreut.

Ich bin hier auf einer 1200 Meter hoch gelegenen Station. Mit der Straußenzucht habe ich guten Erfolg. Die Tiere sind fast alle schon hier und werden, da genügend Futter vorhanden ist, auf die Weide getrieben. Meine Gesundheit läßt nichts zu wünschen übrig. Das Klima ist ganz angenehm. Auch an die Einsamkeit habe ich mich schon ziemlich gewöhnt.

Um Einiges über die hiesige Gegend zu sagen, so ist unten in der Steppe das Klima im allgemeinen sehr trocken. Je höher die Lage, desto mehr Niederschläge und um so üppiger die Vegetation. Das Bergklima ist fiebersfrei, während in der Steppe sich viel Malaria findet. Es ist also nicht, wie ein Forscher von der Massai-steppe sagte: Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar, sondern nach meiner

Erfahrung hier wenigstens gerade umgekehrt. Wadschaggas gehen daher sehr ungern vom Berge in die Steppe, weil sie das Fieber fürchten, dem auch tatsächlich meist ein großer Prozentsatz erliegt. Ueberhaupt sind nach meiner Beobachtung die Neger für das Fieber ziemlich empfänglich. Auch das Vieh soll hier, wie die Eingeborenen sagen, am Fieber leiden, aber trotzdem hält es sich in der Steppe bei schlechterem Futter viel besser als am Berge. Wir haben in der Steppe Vieh, das sich unstreitig mit besserem deutschen Landvieh messen kann. Ich denke, Viehzucht wird jedenfalls mit der Zeit einer der bedeutendsten Wirtschaftszweige in Ostafrika werden.

Als Transporttiere kommen hier für später hauptsächlich der Esel und das Zebra in Betracht. In der Steppe benutzen wir zum Grasholen mit Wagen Esel, Rindvieh, Kameele und Zebras, und all diese Tiere sind gut verwendbar, doch eignen sich Kameele nicht für alle Gegenden und strifen auch bei großen Regengüssen. Die Zebras sind, allerdings mit viel Geduld, vollkommen zähmbar.

Arbeitskräfte sind auf dem Berge stets mit einem Lohne von 3 Mk. zu haben. In der Steppe dagegen sind sie 3 mal so teuer, leisten jedoch in mancher Beziehung viel mehr.

Kaffee gedeiht hier gut, und es sind bereits einige kleinere Pflanzungen angelegt. Auch für die Baumwolle eignet sich die hiesige Gegend gut. Jedenfalls wäre bei billiger Transportgelegenheit in anbetracht der niedrigen Arbeitslöhne wohl etwas zu machen. Auch kann man hier fast überall und immer bewässern. Die Hauptkultur der Eingeborenen bildet die Banane, in zweiter Linie Mais.

Gesprochen wird hier als Verkehrssprache Suaheli, das die meisten Leute in ganz Ostafrika verstehen. Am besten lernt man zuhause viel Wörter und wenig Grammatik, da hier kein Mensch die grammatikalischen Regeln einhält. Man soll nur in Deutschland schon anfangen zu lernen da man ohne Sprachkenntnisse sonst hier bald in der Hefe sitzt. —

Gestern ist hier ein Heuschreckenschwarm durchgezogen. Trotzdem es fast mit Gilzugsgeschwindigkeit ging, dauerte es doch 15 Minuten, bis Alles vorüber war. Der Himmel war stellenweise ganz verfinstert.

Im Bezirk Moschi scheint es in wirtschaftlicher Hinsicht auch voranzugehen. Vor einigen Monaten ließen sich am Meru 3 Ansiedler nieder und in der Landschaft Ribognoto ist in der letzten Zeit auch ein neues landwirtschaftliches Unternehmen entstanden. Ob diese Leute vorangekommen, hängt natürlich in erster Linie von ihnen selbst ab. Billig wirtschaften kann man hier ohne Zweifel, da die Löhne etwa 2—4 mal so niedrig sind wie in Usambara. Dadurch werden mindestens die höheren Transportkosten ausgeglichen. Zur Zeit beschäftigen sich hier schon 4—6 Unternehmungen mit Warentransport, da ein Wagenverkehr von Moschi bis nach Voi an der Uganda-Bahn möglich ist. Die Transportkosten sind dementsprechend 2—4 mal billiger als früher.

Von verschiedenen Seiten wird jetzt die Baumwollkultur in Angriff genommen. Diese Kultur hat z. B. gegenüber Kaffee den Vorteil, daß bald wieder Geld in die Wirtschaft käme, was namentlich für kleine Ansiedler von großem Vorteil wäre.

Mit den besten Grüßen an Sie, Ihre Familie und ganz Wilhelmshof verbleibe ich

Ihr dankbar ergebener

Fritz K. 1899/01.



Durch Wasser angeschwemmtes Gerölle (frühere Kaffeepflanzung)
in Mexiko.

Chinde, den 13. 4. 04.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Hier wäre ich nun nach einer herrlichen Seereise, wie sie wohl selten einer unserer Kameraden besser gehabt hat, angelangt. Am 22. März ging ich, wie Sie ja wissen, in Neapel an Bord, im Kanal hatten wir dann noch 16 Stunden unfreiwilligen Aufenthalt, weil ein vor uns fahrendes Schiff auf Grund geraten war, und trotzdem kamen wir auf der Chindebarra einen Tag vor Fälligkeit an. Die Seereise nach Dar-es-Salaam bezw. Lindi und Kilwa ist ja wohl schon oft genug beschrieben worden, sodaß ich mir diese Tinte und dieses Papier sparen kann. Einzig vielleicht das Hervorhebens wert ist, daß von Neapel an die See immer so glatt wie ein Spiegel war, und ich von Seekrankheit nichts gespürt habe.

Von Dar-es-Salaam aus fuhren wir mit dem warmen Äquatorialstrom und gegen den Wind, sodaß der „Prinzregent“ von rechts nach links, von vorne nach hinten zu gleicher Zeit schaukelte, manchmal so, daß die Suppe drohte, vom Teller laufen zu wollen, und trotz alledem hat mir das Essen immer geschmeckt wie einem Scheuendrescher.

In Tanga war ich 3 Stunden mit dem kleinen S. zusammen, wie Sie aus unserer Karte ja schon ersehen haben werden. Es geht ihm ausgezeichnet, im Januar hat er zuletzt 1 Woche Fieber gehabt. Er klagt über nichts, es geht ihm sogar so gut, daß er sich einen tadellosen Vollbart hat stehen lassen, sonst ist er immer noch der alte. U. war leider nicht in Dar-es-Salaam, Lindi und Kilwa laufen die Dampfer der Hauptlinie nicht an, sodaß ich die Kameraden dort nicht besuchen konnte. Nun zu Chinde. In langsamer Fahrt nähert sich der Dampfer der Chindebarra, ungefähr 5 Seemeilen vor Chinde geht er vor Anker, nachdem schon lange, lange gepeilt ist, ob auch die genügende Tiefe vorhanden ist; der „Prinzregent“, 6000 Tonnen, ein ganz famoscs Schiff, hat ca 8 $\frac{1}{2}$ Meter Tiefgang. Jetzt liegen wir fest und ca. 2 $\frac{1}{2}$ Stunden suchen wir mit dem Fernrohr die Küste ab, ob der „Kadett“, der den Verkehr vom Ankerplatz mit Chinde vermittelt, noch nicht bald kommt; endlich, endlich verlautet es, er kommt, der machhabende Offizier hat es gemeldet; wir unten auf Deck können noch nichts sehen. Endlich ist der „Kadett“ nun da, die Post und Ladung wird übernommen, unser Gepäck erst eingeladen d. h. vom „Prinzregent“ in den „Kadett“ und dann kommt ein schauerliches Ungetüm an Bord, ein Korb, ca. 1 $\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser, 2 $\frac{1}{2}$ Meter hoch, oben und unten geschlossen, an allen Seiten ebenfalls, ein Schwarzer macht sich eine Weile daran zu schaffcn, es öffnet sich eine nur von außen zu öffnende Tür: Please, sit down, Tür zu! Los! Erst etwas in die Höhe, und dann Arrrrrrrrrr bums, unten sind wir, sehen uns

staunend noch einmal das Ungetüm an und schon geht es in die Höhe um neue „Ladung“ zu holen 1 Stunde Fahrt mit dem „Madett“ und dann sind wir wirklich in Chinde. Der Vertreter der African Lakes Corporation Lt. Glasgow holt uns ab. Unser Freigepäd, 200 Kilo werden in der British Concession gelandet, auf gut Deutsch sagt man wohl am besten Freihafen. Es braucht nun nicht geöffnet zu werden, bevor wir nicht in Mwaja, dem deutschen Zollhafen am Nyassa sind.

Hier ist nun 8 Tage Aufenthalt, weil nämlich unser anderes auf Conossement verladen es Gepäck, und das ist das meiste, in Beira gelöscht wird und per Leichter von dort nach hier kommt. Und reist man in einem solchen Falle ohne sein Gepäck, so bekommt man es vielleicht nach 12—15 Monaten und ist froh, daß man es dann überhaupt bekommt. —

Was Chinde auszeichnet, ist Sand, Sand und noch einmal Sand, und insolge dessen fast kein Fieber, trotz der enormen Hitze. Sonst ist nichts Erwähnenswertes. Empfehlenswerte Hotels „Hotel Cardoso“ und das der African Lakes Corp. Kostenpunkt 10—13 sh bezw. Mark pro Tag.

Der Sambesi hat viel Wasser, und so hoffe ich, Ihnen in 4 Wochen von Mwafaleki den Bericht über die Sambesi-Shire-Reise senden zu können.

Mit den besten Grüßen und Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin, die Herren Lehrer und alle Kameraden verbleibe ich
Ihr dankbar ergebener
Richard R. 1901/03.

7. Juni 1904.

Da heute Posttag ist, will ich nur einige flüchtige Zeilen an Sie zu Papier bringen. 14 Tage bin ich nun, Gott sei Dank, in meiner Stellung und Station. Die Reise, namentlich der letzte Teil, war sehr beschwerlich, aber über alle Maßen schön.

Ich habe riesig zu tun, und es werden wohl Monate vergehen, ehe ich daran denken kann, Ihnen einen ausführlichen Bericht zu senden. Tags über arbeite ich praktisch, d. h. da werden in meinem Lager Regale gebaut, Kisten aus- und neugepackt und neu gestapelt usw.; abends kommt dann auch die Theorie zu ihrem Rechte, da wird Küia—Kynsa studiert, die Briefe erledigt n. s. w.; von morgens 7 bis abends 9 ohne Unterbrechung. Mit Ausnahme des Sonnabends ist die Arbeitszeit wie oben, an letzterem gehen wir nachmittags auf die Jagd, um einen Sonntagsbraten zu schießen.

In Manow wurde vor 14 Tagen von dem Missionar ein Löwe, ein sehr alter Herr, erlegt. Länge 3.80, Höhe 1.10, Umfang der Taten 70 cm, Länge der Fangzähne 5½ cm ohne Wurzel. Eine nette Nummer. Einl. einige Getreideproben unserer Station Magoje.

Der Bote wartet, darum für heute Schluß.

Ihr sehr ergebener
Richard R. 1901/03.

Kamerun, 19. Februar 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Seit dem 1. Februar befinden wir uns, Herr S. und ich, in B. und erfreuen uns der besten Gesundheit. Der Grund, warum ich Ihnen nicht gleich bei Ankunft in Kamerun ein Lebenszeichen von mir gegeben habe, lag vor allem daran, daß unser Gepäck erst acht Tage später hier anlangte und somit die erste Post veräümt wurde.

Wir beide, Herr S. und ich, wohnen zusammen; mit dem dritten Herrn, der mit uns hinausgefahren war, halten wir gemeinsame Messe. Dieser Herr ist als Krankenpfleger engagiert und bewohnt ein eigenes Haus.

Von uns beiden hat jeder sein eigenes Feld, was er bebaut, bearbeitet und erntet. An die schwarzen Kerls gewöhnt man sich auch sehr bald, weniger an ihre Schliche und Tücken. Herr S. ist sehr eifrig mit Käfersammeln beschäftigt, einige Schlangenhäute hatte er auch schon präpariert, aber was er tagsüber mit Mühe und Not gefangen hat, zernagen und zerfressen ihm in kurzer Zeit des Nachts die Eidechsen, Ratten und Mäuse. Ich für mein Teil liebe die Musik und habe deshalb Geige und Flöte mitgebracht, allerdings verursacht ihre Pflege mehr Mühe wie zu Hause, aber da ich dieselbe bloß mittags spielen kann und dann sorgfältig in zwei trockene Wolldecken einhüllen muß, genieße ich die Viertelstunde Musik in vollen Zügen. Auch Herrn Metzger's Piston habe ich mitgebracht und blase abends aus Leibeskraften.

Einen Bericht für den Kulturpionier gedenke ich nächstens nachfolgen zu lassen.

Ihnen, Ihrer Frau Gemahlin und Kindern, sowie den Lehrern und Kameraden die besten Grüße.

Ihre dankbaren
Georg S. Friedrich S.
1902/04. 1900/02.

Kamerun, 6. Juli 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Schon 6 Monate sind es her, und wenn Sie diese Zeilen erhalten werden, sind es bereits 7 Monate, daß Herr S. und ich hinausfuhrten, um unser Glück in Kamerun zu versuchen. Gerne hätte ich schon früher etwas über unseren hiesigen Aufenthalt erzählt, wenn mir am Anfang das Fieber, in letzter Zeit die Arbeit mehr freie Zeit gelassen hätten, deshalb bitte ich Sie und die Kameraden, mein langes Schweigen zu entschuldigen und nicht in schlechtem Sinne zu urteilen.

Unsere Ankunft hier und die Art und Weise, in welcher wir die ersten Tage hier verlebten, glaube ich Ihnen in meinem ersten Briefe schon mitgeteilt zu haben, sollte es nicht der Fall sein, so sollen die Kameraden auch davon etwas zu hören haben.

Wir waren damals, am 31. Januar, als wir in B. anlangten, 4 Herren, die für B. engagiert waren. Unschlüssig, ob wir noch weitere 9 Tage an Bord des Küstendampfers totschlagen sollten, oder ob wir zu Fuß nach B. gehen sollten, durchkreuzten wir das Verdeck nach allen Richtungen hin, nebenbei die prachtvolle Küstenlandschaft bewundernd, bis wir den Entschluß faßten, auf 9 Bordtage zu verzichten und so bald wie möglich festen Fuß auf afrikanischem Boden zu fassen. Nach langer Rast auf der W. A. B. B. marschierten wir nach Mohundange, was uns weiter nicht anstrengte, da der Weg fast durchweg Pflanzungsweg ist und fast keine Schwierigkeiten zeigt. Die erste Nacht in Mohundange bot uns manchen Spaß, denn da für so viele Reisende nicht genügend Bettstellen vorhanden waren, kampierte der eine abwechselnd alle 2 Stunden in einem Bett, die übrigen 2 Stunden auf dem Longchair oder am Boden. Gleich am nächsten Morgen um 5 Uhr ging's wieder los, direkt auf Fongo zu, von wo wir nach kurzer Rast nach D. marschierten. Es war Sonntag, den 1. Februar, als wir B. in seiner Nachmittagsruhe störten und ihn beinahe aus dem Gleichgewicht brachten, als er auf einmal und so unerwartet 2 Wilhelmshöfer vor sich sah. Wir verbrachten dann einen sehr gemütlichen Abend, bis die Neugierkeiten, die am nächsten lagen, erschöpft waren. Am nächsten Morgen traten wir dann den beschwerlichsten Weg der ganzen Strecke an. Unsere Schuhe waren alle nicht vom besten Kaliber, und so kamen wir denn in B. an, müde, mit halben Schuhen trotzdem aber froh, das Ziel endlich erreicht zu haben.

Gleich am nächsten Morgen ging's in die Farm, ein jeder auf seinen bestimmten Teil der Pflanzung. Den ganzen Monat Februar durch wohnte ich mit Herrn St. zusammen, hatte Tag für Tag dieselbe Arbeit, immerzu reinigen, bis ich im März auf ein Vorwerk D. kam. Dort gabs manches Neue zu lernen, auch mehr Verdruß und Ärger stellte sich ein, wenn um den jungen Kakao in Entfernungen von 1 m in der Reihe Bananen als Schattenspender gepflanzt wurden. War die Arbeit einmal fertig, so freute man sich wieder über die schurgeraden Bananenreihen und vergaß den Ärger und die Mühe, die sie einem erzeugt hatten. Darauf kam das Kakaopflanzen mit Bohnen in 80 cm tiefen, mit guter Erde gefüllten Fässern und bald darauf die Erntezeit mit dem vielen Regen. So verlebte ich abermals 3½ Monate in D., um am 15. Juni ins Kakaohaus zu wandern, um dort Kakao zu fabrizieren. Vorläufig lerne ich noch tüchtig, wie der Kakao die schönste Farbe kriegt und wann er das meiste Gewicht erzielt.

Das Arbeiten im Kakaohaus zeichnet sich vom Arbeiten in der Farm zuerst dadurch aus, daß viel mehr zu tun ist wie anders wo, zumal für den Europäer. Morgens um 5 Uhr heraus aus der Moskitofalle, Nachsehen der Heizungen im Trockenhaus, Einsetzen der Thermometer im Fermentierhaus, Tabelle führen über den Gärungsprozeß, um 6 Uhr Antreten der Arbeiter, frische, saubere Gärfasten bereit halten für den Kakao, des Tages Leeren und Füllen des Gaardiola-Apparates, Leeren und Füllen der Trockenwagen, rechtzeitiges Umschaukeln der Kakaofasten, das ist ungefähr die Arbeitseinteilung eines Tages. Umso mehr freut man sich dann, wenn der Kakao eine schöne Farbe bekommt und sonst auch tadellos aussieht.

Herr S. hat bis jetzt auch immer viel Arbeit gehabt und bittet Sie, ihn entschuldigen zu wollen; er gedenkt jedoch mit der nächsten Post etwas von sich hören zu lassen. Sonst geht es ihm gut, mir ebenfalls, obgleich ich in den ersten Monaten öftere Fieberanfalle zu überwinden hatte.

Durch Briefe erhielt ich die Nachricht, daß mehrere Kameraden, darunter auch jüngere, direkt nach Südamerika gereist wären, um auf eigene Faust ihr Glück zu versuchen; Adressen derselben wurden mir nicht mitgeteilt. Was mir am meisten Freude machte, ist die Einstellung der Seidenraupenzucht, und ich bin sehr neugierig, ob sich eine große Zucht mit Scorcenären Blättern großziehen läßt. Ich hätte ja auch gar zu gerne diesen Versuch persönlich mitgemacht, fermentiere aber jetzt Kakao und gebe mich mit Leib und Seele diesem Berufe hin.

Herr S. und ich bitten Sie, Ihrer werten Frau Gemahlin und den Kindern, sowie den Herren Lehrern und den Kameraden unsere besten Grüße übermitteln zu wollen,

Ihr stets dankbarer

Georg S. 1902/04.

Mexiko, 18. Mai 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Es ist wohl schon ein halbes Jahr verflossen, seit Sie meine letzten Zeilen erhalten haben, und bitte ich Sie sehr um Verzeihung; ich will versuchen, es wieder gut zu machen, sobald wir zu Zweien sind.

Zunächst nehmen Sie meinen herzlichsten Dank entgegen, daß Sie mir Du. gesandt haben. Was er hier vorfindet, sind: Viele und dankbare Arbeit, eine landschaftlich großartige Gegend, wie ich sie mir schöner nicht denken kann, und einen treuen Kameraden, der es sich angelegen sein lassen wird, ihm über die ersten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Ich habe mir einen tadellosen Musikapparat geleistet, um mir und meinen Jüngens den Sonntag Nachmittag etwas amüſant zu machen, ungefähr in der Art wie zu meiner Zeit in der Kolonialschule vorgeführt wurde, nur besser und deutlicher, das Beste, was die Amerikaner darin geleistet haben. Da mir aber deutsche Stücke fehlten, bat ich, daß Du. diese mitbringe.

Den letzten „Kulturpionier“ erhielt ich mit dem besten Dank, es ist mir immer eine große Freude, wenn ich eine neue Nummer erhalte.

Die armen Kameraden in Deutsch-Südwestafrika tun mir sehr leid. Bei mir wars ja wohl nur eine eigenartige Schicksalswendung, daß ich nicht nach Südwest gegangen bin; wer weiß, wie es dann stünde.

Wir sind leider schon stark in der Regenzeit, was mir der Arbeiten wegen nicht gerade sehr angenehm ist, besonders da es sich in diesem Jahre mit der Dingerei verspätet hat, und jetzt kann man fast nur halbe Tage rechnen, denn der Regen kommt der Regel nach gewöhnlich schon gegen Mittag und hört erst abends auf.

Mit Du. habe ich gleich Ingenieur-Arbeiten vor, da an unseren Maschinen Einiges zu machen ist. Die hier herumziehenden Maschinentechner sucht man gerne zu vermeiden, da sie ziemlich wenig verstehen und unverschämt teuer sind. Wenn der Zinquero die Zeit dazu hat, macht er es lieber selbst, dabei kommt er immer besser weg.

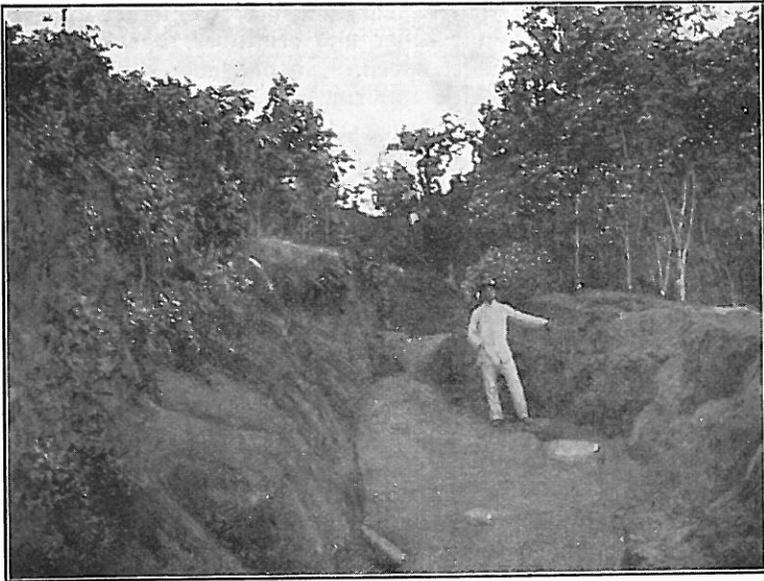
Verzeihen Sie mir, daß ich bezüglich meiner Versprechungen, was Photographien und Sammlungen betrifft, so schlecht Wort gehalten habe, ich will es in bald möglichster Zeit gut machen.

Wie es mir geht und was in der vergangenen Zeit sich Wichtiges hier zugetragen hat, werden Sie von meinem Chef genau erfahren, da dieser großes Interesse an unseren Bestrebungen hat und Sie sicher in W. aussuchen wird.

Nehmen Sie daher heute nur noch meine besten Grüße an Ihre werte Frau Gemahlin, die Herren Lehrer, ganz Wilhelmshof entgegen und seien Sie selber ganz ergebenst begrüßt

von Ihrem dankbaren Schüler

Walther v. B. 1901/02.



Afchenschicht nach dem Ausbruch des Santa Maria in Mexiko.

Westkarolinen, den 19. Januar 1904.

Liebe Kameraden.

Vielen Dank für Eueren lieben Briefe und Karten, die ich ja schon teils einzeln, teils insgesamt beantwortet. Ich freue mich über jede Karte sehr, wenn ich sie auch nicht gleich beantworte, denn dazu ist in den $1\frac{1}{2}$ —2 Tagen, wo der Postdampfer hier liegt, keine Zeit, da giebt es amtlich zu tun und abends lauscht man den Neuigkeiten, die Passagiere und Schiffsoffiziere mitbringen von der Außenwelt. Aus den Briefen lese ich eine Unzufriedenheit, daß ich noch nicht geschrieben habe, aber das liegt daran, daß ich erst kurze Zeit hier bin und mit den hiesigen Verhältnissen erst bekannt werden mußte, und zweitens müssen wir als Beamte vorsichtig sein, denn Viele glauben, es ist alles so, wie die Herren das schreiben, und doch schreiben die meisten Menschen nur ihre eigenen Eindrücke und Erfahrungen, die sie selbst haben; so kann es kommen, daß über einen Platz entgegengesetzte Berichte umlaufen, z. B. ist der eine Optimist, der andere Pessimist, dementsprechend die Berichte.

Ich bin also am 1. August v. J. nach 8 tägiger etwas bewegter Fahrt hier angekommen. Wir hatten eine Taifun mitzumachen, wobei wir drei Tage tüchtig herumgeworfen wurden, auch sahen wir in der Nähe einige Walfische, sonst nichts Bemerkenswerthes vorgekommen. Der Tomilhafen der Insel hat zwischen dem Riff eine schmale Einfahrt, die aber vom Bezirksamt so gut ausgebaggt ist, daß die wenigsten Schiffe einen Lotsen nehmen. Der Hafen ist umgeben an drei Seiten von 300 m hohen Bergen und Hügeln und gewährt mit den von Palmen bedeckten Inseln einen schönen Anblick: Im Westen liegt an einem kleinen Hügel die Kolonie, auf einer Insel, die mit dem Festland durch einen Damm verbunden ist, liegt das alte spanische Fort, auf welchem ich mit dem Polizeimeister und den Polizeisoldaten hause. Wir bewohnen je zwei große Zimmer, gemeinsam ist der Mittelraum des Hauses, das Wohnzimmer, aber meist essen wir draußen auf der Veranda. Auf dem Hofe des Forts befindet sich eine große Cisterne, in welche alles Regenwasser von den Dächern geleitet wird, denn ständig laufende Quellen und Rinnsale sind hier selten, da der Boden sehr fest ist und die Höhen nur mit Pandanus bewachsen sind.

Das Klima ist schön, etwas warm zu Zeiten, aber daran gewöhnt man sich bald, jetzt wo wir 4 Monate Nordost haben, ist es oft nachts so kühl, daß man sich seine Kameelhaardecke bis an die Ohren zieht.

Mir gefällt es hier sehr gut, ich bin teils in der Kanzlei, teils draußen bei allerhand Arbeiten beschäftigt. Da giebt es Wege und Brücken zu bauen oder breiter zu machen, Ufermauern und Werften zu bauen oder Arbeiten in der Versuchspflanzung.

Der Tag verläuft folgendermaßen: 6 Uhr aufstehen und eine Tasse Tee oder Kaffee, 6—8 Exercieren überwachen, da der Polizei-

meister auf den Palauinseln ist und dann auf Urlaub geht. 8— $\frac{1}{2}$ 9 Frühstück, warm, Huhn und Gemüse, Eier, Tee. $\frac{1}{2}$ 9—12 Kanzelei oder Außendienst mit den Polizeisoldaten oder Gefangenen. 12—2 Mittag: Huhn. 2 Uhr Tee, Kaffee. 2—5 Dienst wie morgens. 5—6 baden d. h. man gießt sich mit einem alten Ein Frischwasser über den Buckel, dann geht es zu einigen Partien Billard in die Kantine. 7 Uhr wieder Huhn und Tee, dann werden alte Zeitungen gelesen oder wird geschrieben. $\frac{1}{2}$ 10 Uhr schließt man ängstlich sein Moskitonez und versucht zu schlafen, trotz der Gähne, die hier keine Nachtruhe kennen. Man lebt hier beschaulich von Hühnern, ein Eldorado oder nach neuester Mode Dorado für die geliebte Hühnergruppe. Sonnabend Nachmittag giebt es, wie in Wixenhausen, Aufräumungsdiensft, und dann gemütliches Beisammensein bei einem Glase Pschorr.

Das Leben ist hier billig, wenn man nur von Dingen lebt, die die Insel hervorbringt, aber da läuft man Gefahr, daß einem selbst von den vielen fok-enemen-Eiern und enemen-Hühnern Federn wachsen und man anfängt zu krähen. Ab und zu giebt es ein Babi-Schwein, das leider sehr fett ist, da es nur mit Kokosnuß gefüttert wird. Zu Kaisers Geburtstag soll eine Kuh geschlachtet werden, da freut sich natürlich schon die ganze Kolonie; mag das Fleisch noch so hart sein, wir kriegen es weich mit Papayablättern.

Mit der Ausrüstung von Herrn Jäger bin ich sehr zufrieden, besonders bewähren sich die Drellsachen und die grünen Sachen, nur rate ich jedem, die Sachen nach Maß von einem Schneider machen zu lassen, da die fabrikmäßig angefertigten Sachen bald in den Nähten plagen. Ferner warne ich jeden vor einem Pancho, die Dinger sind zu kurz für große Menschen und werden vom Winde weggetrieben, sodaß man doch naß wird; ich bin froh, daß ich meinen alten Lodenmantel mit habe, der bewährt sich besser. Leichte hohe Stiefel und festes Lederschuhwerk ist sehr zu empfehlen neben leichten Segeltuchschuhen, weiß mit Ledersohlen. Diese Schuhe bekommt man in Port Said bei Simon Arzt (4 Yes.) und in Singapore für $1\frac{1}{2}$ Dollars. Vielleicht zwei weiße Anzüge, offen für Kragen, zu Festlichkeiten, sonst oben zu und leichter fester Stoff; in Hongkong kostet einer $3\frac{1}{2}$ —4 Dollar mehr und man bekommt in 12 Stunden $\frac{1}{2}$ Duzend geliefert nach Maß. Ich möchte jedem raten, sich mit Kochgeschirr zu versehen, denn solche Sachen sind zu Hause billiger und man kann das Freigeäck ausnützen, z. B. Kaffeemühle, Kaffeetrommel, (da hör' ich schon welche rufen: Kaffeemaschine! gerade die Auser trinken gern Kaffee,) Fleischhackmaschine und eine Reibmaschine, sonst geht es ihnen wie mir, ich mußte zu Kartoffellößen die Kartoffel durch die Fleischhackmaschine drehen, die Klöße wurden dann auch darnach. Auch die Mitnahme von guter, milder Seife ist sehr zu raten, ebenso Schuhmacherhandwerkzeug, denn giebt es draußen einen Schuhmacher, so kann der jedenfalls europäische Schuhe nicht besohlen, wenn er überhaupt was

kann. Unser Sapatero z. B. ist nur mit den größten Drohungen dazu zu bewegen, einem ein Paar Schuhe zu flicken.

Euch allen geht es jedenfalls sehr gut, ich kenne ja alle die Freuden und Leiden eines Kolonialschülers und denke oft und voll Dankes an die schönen Stunden, die ich in Eurem Kreise verbracht habe, noch ein Halbjahr weiter, und dann sind fast Alle weg, mit denen ich längere Zeit zusammen gewesen bin.

Mit deutschem Gruß und den besten Wünschen für das scheidende und kommende Semester verbleibe ich in alter Treue

Euer . . .

Eberhard v. S. 1901/03



Wasserfall Mazakona in Mexiko.

Südbrafilien, den 20. März 1904.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Meinen herzlichsten Dank für Zusendung des neuen „Kulturpioniers“; ich hatte denselben durch meine Eltern bereits wieder nachbestellt. — Mit großem Interesse bin ich hier der über Erwarten sich steigenden Entwicklung unserer Anstalt gefolgt, und mit Freuden lese ich bei jedesmaligem Eintreffen des „D. A.“ die günstigen Berichte über Drinnen und Draußen.

Da ich zur Zeit selbst hier in Südamerika auf einer Jagenda tätig bin, hält besonders der ausgezeichnet sachlich gefaßte Aufsatz über Reisen in Paraguay mein Interesse gefangen. Eventuell gehe ich später einmal nach Paraguay, vorläufig trage ich mich mit der Absicht, mich im nächsten Jahre zur Schutztruppe zu stellen. — Herrn Dr. Aldinger verließ ich inmitten reger Tätigkeit für Pfarrei, Schule und Kolonie. Mein von dort noch abgesandter Brief mit „Tagebuchblättern von Palmenhof“ scheint leider nicht in Ihren Besitz gekommen zu sein.

Trotzdem ich in den 1½ Jahren meines Palmenhoflebens, über welches ein ausführliches Tagebuch vor mir liegt, die vielen Hindernisse bei Gründung dieses „Vorpostens deutscher Pionierarbeit“ mitempunden habe, bewundere ich die Ausdauer und Zähigkeit des Gründers von Palmenhof. Die Schwierigkeiten, die sich der gedeihlichen Entwicklung der „illustren Kolonie“ entgegenstellten, waren bedeutend, das muß selbst der schärfste Kritiker ehrlich zugestehen. Hoffentlich entwickelt sich diese Stätte begeistertsten, uneigennütigen, idealen Strebens aus ihren jetzigen Anfängen heraus zu dem weitgesteckten Ziele. Ich empfinde erst jetzt in meiner neuen Stellung, welcher bedeutenden Nutzen ich von meiner Lehrzeit auf Palmenhof, die ja mein zweites Jahr auf Wilhelmshof ersetzen mußte, gehabt habe. Vor allem habe ich schwere und ernste Arbeit kennen gelernt und stehe infolgedessen heute der körperlichen Arbeit mit ganz anderem Urteil gegenüber, denn vordem. Zum anderen empfinde ich, daß jene eigenartige christlich-idealistische Atmosphäre Palmenhofs auf mein Denken und Fühlen nachhaltig eingewirkt hat, mit anderen Worten: meine Weltanschauung hat sich geändert.

In meiner jetzigen Stellung als Wirtschaftsassistent und Hauslehrer (da hier Schulen fehlen) ist es mir vergönnt, die Viehzucht des St. Catharinenser Hochlandes (Kampes) näher kennen zu lernen. Leider befinde ich mich hier nur an der Grenze des Viehzuchtgebietes, beabsichtige aus diesem Grunde, in nächster Zeit einen Abstecher nach den Kampos von Lages und Curitiba zu machen; ich werde hier über einiges später berichten.

Ueber meinen jetzigen Aufenthaltsort Folgendes:

Spezialität im Viehzuchtbetrieb ist Maultierzucht. Diese ist erst in ihren ersten Anfängen. Ein Teil der jungen Mulas ist schon im Sommer gefallen, der Rest im kommenden Frühjahr fällig. Je nach dem Ausfall der Nachzucht wird zu Reit-, Wagen- oder Lasttieren gezüchtet. Unter den Maultieren befinden sich importierte Normannia, stattliche Tiere.

An Rindvieh wird nur Schlachtvieh (Fettvieh) gezüchtet; ihre Zahl beträgt z. B. Schätzungsweise 2—300, steigert sich aber fortwährend, da vorläufig Alles möglichst zur Nachzucht verwandt wird. Es sei hier bemerkt, daß der hiesige Ort erst vor 8 Jahren aus dem Urwald erstand. Der freie Paß (verschiedenartige Gräser, teils angepflanzt, teils wild, darunter pasto tierno, pasto azul, pasto fuerte u. A. mehr) ist ca. 300 pr. Mg. groß, die Waldweide nochmal soviel. Es ist demnach mit den Campos von Lages, St. Joaquim, Curitybanos und Campos Novos zc. kein Vergleich zu ziehen, da diese zum Teil mehrere Quadratleguas an Umfang haben. Ob der dort natürliche Kamp (Graswuchs) mit dem hier aus niedergelegten Urwald entstandenen an Qualität zu Maßzwecken konkurrieren kann, entzieht sich noch meiner Kenntnis. Jedenfalls muß die Viehzucht auf dem Hochlande von Lages und Umgegend, so extensiv sie bisher betrieben wurde, sehr rentabel sein, das zeigen die dort erworbenen Reichtümer der seit wenigen Jahrzehnten angesiedelten Deutschen, die hier mit ihren tropas (Vieherden) die barreira passieren (Portreiro, in welchem das Vieh zur Erhebung der Wegesteuer (pro Kopf 1 \$ 000) gezählt wird). — Es ist eine wahre Freude das glatthaarige, buntfarbige Fettvieh der Campos hier tagtäglich durchziehen zu sehen. Dasselbe wird zum größten Teil die Hauptverkehrsstraße von Lages nach Desterro hinabgetrieben, zum kleineren Teil hier durch nach Blumenau, wo es zu sehr schwankenden Preisen (je nach Güte und Marktverhältnissen zu 30—60 \$ 000 pro Stck.) verhandelt wird. Der Export Sta. Catharinas an Vieh ist bekanntlich unbedeutend. Das nach Blumenau verhandelte Vieh wird zum Teil am Stadtplatz geschlachtet, zum Teil zerstreut es sich im Kleinhandel (Zwischenhandel) in die umliegenden Kolonisationsgebiete.

Die Möglichkeit, die Viehzucht des Sta. Catharinenfer Hochlandes bedeutend auszudehnen und zu heben, liegt auf der Hand, wenn man bedenkt, daß die angesiedelten Luso-Brasilianer (unter denen die paar Deutschen an Zahl verschwinden) dieselbe seit 100 Jahren äußerst primitiv betrieben. Im Winter sterben z. B. Unmassen von Vieh des Hungertodes, doch selbst dem reichsten Fagendeiro fällt es nicht ein, für Winterfutter zu sorgen. Hier muß die Ueberlegenheit der deutschen Ansiedler einsetzen und versuchen, intensiv zu wirtschaften.

Daß Eisenbahnen und Fahrstraßen dem Hochlande Sta. Catharinas ein ganz anderes Gepräge geben würden, ist selbstverständlich, dazu fehlt aber vorläufig Kapital und Unternehmungsgeist,

geplant ist schon viel, gebaut noch nichts. Die breit aufgeschlagenen Waldpfaden, über Berg und Tal gehend, die der Brasilianer hochtönend „estradas“ nennt, sind oft „unergründlich“. Man muß selbst einmal eine solche „estrada“ bei vorhergegangenem andauerndem Regenwetter im Winter passiert haben, einmal die schmutzbespritzten Tropeiros und ihre tropas gesehen haben, um sich ein Bild von brasilianischen Kampfreisen machen zu können. Diese estradas zu wirklichen Straßen zu machen, die ohne Lebensgefahr wenigstens zu Pferd oder Maultier passiert werden können, daran denkt hier niemand. Das ist eben „brasilianische paciencia“. Aus den Staatskassen werden jährlich Millionen durch Untreue entwendet, andere dienen parteipolitischen Zwecken, das Wenigste dient der Allgemeinheit, der Hebung des Landes.

Deutscher Unternehmungsgeist, deutscher Ordnungssinn, deutsche Treue, die das „ordem e progresso“ zur Wahrheit machen würden, sie fehlen. Diese menschlichen Güter müssen erst importiert werden, um aus Brasilien das zu machen, für was es vor Jahrhunderten in Europa gehalten wurde — ein El-Dorado.

Mit herzlichsten deutschen Grüßen an Sie, Ihre werthe Familie und die Kameradschaft

Ihr ergebener

Hermann E. 1901/02.

Kalifornien, 24. Februar 1904.

Sehr verehrter Herr Direktor!

Da es schon lange her ist, daß ich nichts von mir habe hören lassen, will ich den heutigen arbeitslosen Tag dazu benutzen, um Ihnen wieder einmal ein kleines Lebenszeichen von mir zu geben. Endlich öffnet der Himmel seine Schleusen und läßt den so nötigen Regen in reichem Maße fallen.

Da ich hier in der Ferne, aber durchaus nicht wilden Westen, so wenig von den Ereignissen in Südwest-Afrika höre, ausgenommen das, was im „Echo“ steht, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie es mich wissen ließen, wenn irgend einem der Kameraden dort unten etwas zugestoßen sein sollte, denn die hiesigen deutsch-amerikanischen Zeitungen bringen nichts von dort, da das ganze Interesse jetzt hier auf den fernen Osten gerichtet ist.

Meinen herzlichsten Dank für die letzte Nummer des „Kultur-Pioniers“, ich habe mich sehr gefreut, daraus zu sehen, daß die Zahl der Kameraden so im Wachsen ist, und daß sich die Schule in jeder Beziehung so vergrößert und ausbaut.

Ich habe meine Stellung jetzt gewechselt und bin etwas nach Norden gegangen. Ich tat dies, weil ich glaubte, in F. nichts mehr lernen zu können, da ich da einen Sommer mit durchgemacht hatte und all die dortigen Verhältnisse in der Zeit genau kennen gelernt habe. Hier in W. bin ich auf einer großen und einer der ältesten Farmen. Wir ziehen hier in erster Linie kernlose Rosinen (Sultana) dann auch die Muscat-Rosine und ferner vor allem noch Zwetschgen (Französische). Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich sehr froh bin, hierher gegangen zu sein, denn es ist in jeder Beziehung sehr angenehm. Das Klima ist herrlich und äußerst gesund, die Fruchtbarkeit eine unbegrenzte, die Aussichten für den Obst-, Vieh- und Heu- (Zuzerne) züchter ausgezeichnet, ferner hat man alle Annehmlichkeiten, die man in der Heimat hat, wie Theater, Bibliothek, gute Schulen, sehr angenehmen Verkehr, kurz alles was man haben will. Das Deutschtum ist hier in Kalifornien sehr stark vertreten, wenn es allerdings auch nicht die besten Vertreter sind; so hat z. B. W. sicher mehr Einwohner deutscher Abkunft als amerikanischer; in dieser Stadt von 3500 Einwohnern sind 2 deutsche große Kirchen. — Ein deutliches Bild von dem Völkergemisch giebt hier unsere Farm, so haben wir 18 Japanesen, 10 Deutsche, 2 Franzosen, 2 Norweger, 2 Schweden, 1 Slavonier, 1 Böhme, 2 Amerikaner, 1 Engländer und hie und da noch Chinesen.

Sie werden nun sagen, das ist Alles ganz nett und schön, wo ist aber das „aber“? Auch das ist da. Wenn ein Mensch es hier zu etwas bringen will, so muß er im Anfang hart, ja sehr hart arbeiten, denn er muß selbst alle Arbeiten aus dem ff verstehen bei den hiesigen Arbeitern, sonst kommt er nicht mit ihnen durch, und dies läßt sich eben nicht durch Theorie allein lernen, dazu gehört praktische Übung, und daher muß jeder, der etwas erreichen will, hier im Anfang selbst zufassen und tüchtig arbeiten. Aber das allein genügt auch noch nicht, er muß auch Geld haben und wohl nicht weniger als 2000 Mark. Ich kann jedem Kameraden, der die Arbeit nicht scheut (die schändet hier nicht) und der etwas Vermögen hat, nur den Rat geben, hierher zu gehen, er hat hier sicher ein sehr viel angenehmeres Leben als sonst wo, vor allem, wenn er erst einmal die beiden ersten Lehrjahre hinter sich hat und dann für sich selbst anfängt, je nach Belieben in Obst, Vieh oder Heu, auch in Hühnerzucht steckt sehr viel Geld.

Ich habe hier von einem Herrn gehört, der auf der floridaschen Farm war, daß die Ernte aussichtslos ist, denn erstens ist sie zu weit von der Bahn ab und zweitens sind Tomaten etwas, was sich hier gar nicht bezahlt macht, ich bin daher nicht böse, daß ich nicht dahin gegangen bin, und bin äußerst glücklich, hier mir meine zweite Heimat gesucht zu haben. Ich komme vielleicht nächste

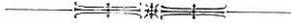
Weihnachten einmal auf einen kurzen Besuch nach Deutschland und werde dann, wenn ich hierher zurückkomme, für mich anfangen, obwohl ich ja noch sehr jung bin, so hat das weiter keinen Einfluß darauf.

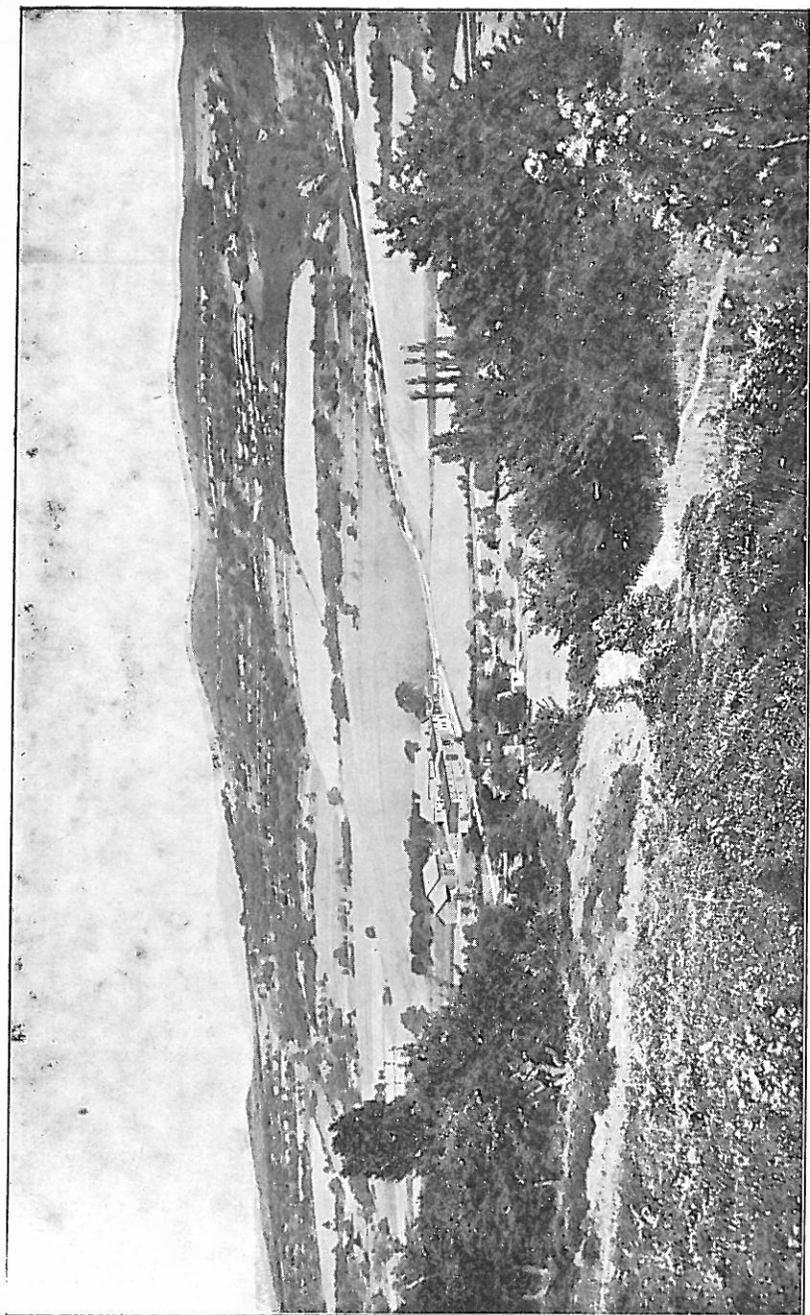
Dann ist noch etwas, was ich jedem Kameraden empfehle, das ist das Erlernen der fremden Sprachen, man hat sonst im Anfang zu viel Schwierigkeiten in einem fremden Lande. Ich habe das sehr empfunden, wie unangenehm es ist, wenn man die Sprache nicht oder fast gar nicht beherrscht.

Mit den besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin, die Herren Lehrer und den besten Grüßen an die Kameraden verbleibe ich, indem ich mich Ihnen empfehle, Ihr in Dankbarkeit

ganz ergebener Schüler

Hermann G. 1899/01





Zornerf „Gefsterhof“ mit Arbeiterwohnungen.